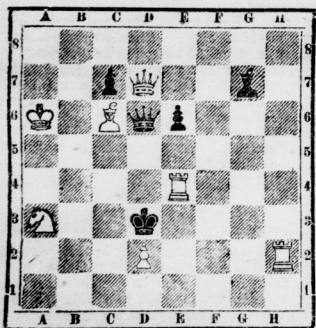


**Bunte Zeitung.**

Der Knusproh. Einen netten Beitrag zu dem Kapitel der Bildungsgelungen der Reuen Reichen bringt der „Don Luisdote“ mit folgender Geschichte für deren Wahrheit sich das französische Blatt verbürgt! In der kleinen Stadt Bezier fand kürzlich zum Besten der Kriegsbeschädigten ein Wohlthätigkeitskonzert statt. Trotz den hohen Eintrittspreisen war der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt. Auf dem Programm stand auch ein Klavierstück für vier Hände, das von den Töchtern eines durch Kriegsverletzungen zum Millionär gewordenen Weinbändlers gespielt wurde, die ihre Sache so gut machten, daß sie von dem Publikum begeistert gefeiert wurden. Nur der Vater der Weibchen fand brünnig abseits und hatte an der Familienfreude keinen Teil. Nach dem Konzert nahm er seine mit Diamanten besetzte Cattin beiseite und erklärte ihr verbrießlich: „Ich habe mich nicht schlecht geirrt, sehen zu müssen, daß meine Töchter genötigt waren, auf einem einzigen Klavier zu spielen. Wie haben doch wahrhaftig das Geld dazu, um jedem der Mädel ein eigenes Klavier zu stellen. Noch einmal will ich nicht vor den Leuten einer solchen Vermittlung aussehn!“

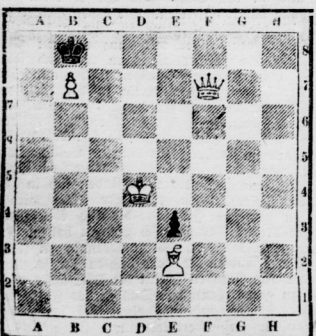
**Schach.**

Aufgabe Nr. 2274.  
v. G. Weiße.



Weiße: K66 Dd7 Td4 h2 Lc6 Sa3 Dd2  
Schwarz: Kd3 Dd6 Lg7 Bc7 e6  
Weiße zieht und steht in drei Zügen matt.

Aufgabe Nr. 2275.  
von G. Carverter.



Weiße: Kd4 Df7 Lc2 Bb7  
Schwarz: Kf6 Bc3  
Weiße zieht und steht in drei Zügen matt.

**Literarisches.**

**Schachmeyer Steintz.** Ein Lebensbild des ersten Welt-Schachmeisters, dargestellt in einer vollständigen Sammlung

seiner Partien von Ludwig Bachmann. Dritter Band (1884 bis 1893). Verlag C. Brügel und Sohn in Ansbach. Preis in Kallofenband 18 Mark.

Dieser seit Jahren von der gesamten Schachwelt mit äußerster Spannung erwartete, abschließende dritte Band des in der Schachliteratur einzig dastehenden Monumentalwertes Steintz, eines Lebensbildes, zu dessen Abfassung wohl niemand mehr wie der bekannte Schachschriftsteller A. Bachmann in Augsburg berufen erschien, ist nunmehr in einem Umfange von nahezu 500 Seiten dem Buchhandel übergeben worden und zwar trotz der teuren Papierverhältnisse in der gleichen Ausstattung, in der die beiden ersten vor Beginn des Weltkrieges publizierten Bände erschienen sind. Wir rechnen es dem rührigen Verlage C. Brügel und Sohn sehr hoch an, daß er sich von der Ungunst der Zeiten nicht länger abhalten ließ, dem Drängen der Schachfreunde und der Steintzverehrer in Besonderen nachzutommen und das prächtige Steintzwerk zu komplettieren.

Dieser Schlussband, der wiederum nicht weniger wie 213 vorzüglich illustrierte und mit zahlreichen Diagrammen illustrierte Partien enthält (die Gesamtzahl aller Partien beträgt 752) beginnt mit der Ueberführung des Weltmeisters nach Amerika (1884) und endet mit seinem tragischen Ende. Bachmann hat auch diesen Teil mit der ganzen Liebe und Gewandtheit eines gewissenhaften Biographen behandelt, insbesondere alle Partien zusammengetragen, die ihm aus den verschiedensten Schachzeitschriften überhaupt zugänglich geworden sind. Das Werk ist mit einem Worte in seiner Art vollständig vollendet. Jede Kritiklosigkeit und jede Privatbitterkeit müßte als schlecht geleitet betrachtet werden, wenn sie die Anschaffung dieses imposanten Druckwerkes jetzt nach seiner Vollendung unterlasse, zumal dasselbe eine so sehr unerhöfliche Quelle anregendster Geistesnahrung enthält. R. B.

Aus dem jüngst besprochenen hochinteressanten „Schlechter's Buch“ bringen wir nachstehende bedauerlich bekannt gemachtes, aber äußerst spannende Partie Nr. 2269.

- Partie Nr. 2269.  
Weiß: C. Schlechter. — Schwarz: J. Bendin.  
Weiß spielt am 13. September 1893 im „Wiener Schachklub“.
- |            |        |              |         |
|------------|--------|--------------|---------|
| 1. e2-e4   | e7-e6  | 17. g4xh5    | g6xh5   |
| 2. d4-d5   | e7-g6  | 18. Ig1-g5   | Tg6xg5  |
| 3. e2-c3   | Lf8-g7 | 19. h4xg5    | Kf7-g6  |
| 4. f2-f3   | d7-d6  | 20. Se2xf4+! | e5xf4   |
| 5. Lf1-d3  | Sg8-e7 | 21. Dd2xf4   | Sb8-a7  |
| 6. Sg1-e2  | e6-e5  | 22. e4-e5+   | Kef8-g7 |
| 7. Le1-e3  | 0-0    | 23. Th1xb5   | Sa7-g9  |
| 8. Dd1-d2  | f7-f5  | 24. Ld3xg6   | Sd7xc5  |
| 9. Le3-h6  | f5-f4  | 25. Lg6-e2   | Lc8-d7  |
| 10. Lh6xg7 | Kg8xg7 | 26. Th5-h7+  | Kg4-a7  |
| 11. h2-h4  | h7-h3  | 27. Df4-h4   | Sa8-f7  |
| 12. Sb1-a3 | Sb8-c6 |              |         |
| 13. 0-0-0  | a7-a6  |              |         |
| 14. d4-d5  | Sc6-b5 |              |         |
| 15. Td1-g1 | Kg7-h7 |              |         |
| 16. g2-g4  | Tf8-g8 |              |         |
- Weiße schlägt hier ein Matt in sechs Zügen an.  
1. Th8 +, SXT 2. Dh7 +, Kf8  
3. Dxs +, Kf7 4. g6 +

- Partie Nr. 2269.  
Weiß: C. Schlechter. — Schwarz: E. Auspitzer.  
Weiß spielt am 13. März 1893 in der „Wiener Schachgesellschaft“.
- |             |         |             |         |
|-------------|---------|-------------|---------|
| 1. e2-e4    | e7-e5   | 17. Le1-f4  | h7-b6   |
| 2. Sg1-f3   | Sb8-c6  | 18. Ta1-c1  | Dg6-d7  |
| 3. d2-d4    | e5x4    | 19. Dc5-c4  | Dd7-d4  |
| 4. Lf1-c4   | Sg8-f4  | 20. Dc4xc6  | Dd4xf4  |
| 5. Sf3-g5   | d7-d5   | 21. Sc3-e4  | Sg6-g4  |
| 6. e4xd5    | Sc8-a7  | 22. g2-g3   | Sg4-e5  |
| 7. d3-d6    | Lf8xd6  | 23. Dc6-d5  | Ke8-b4+ |
| 8. Le4xf7+  | Ke8-f8  | 24. Kf1-g2  | Sf3xe1+ |
| 9. 0-0      | h7-h6   | 25. Th1x1   | Df4-g4  |
| 10. Sg5-e6+ | Lc8xc6  | 26. Dd5-d3  | Kf8-g8  |
| 11. Lf7xe6  | Ld6xb2+ | 27. Dg3-d5+ | Kef8-b7 |
| 12. Kf1xb2  | Dd8-d6+ | 28. Sc4-f6+ | gx16    |
| 13. Kh2-g1  | Dd6xc6  | 29. Te1-e7+ | Kh7-g6  |
| 14. Dd1xd4  | Kf8-g8  | 30. Dd5-f7+ | Kg6-g5  |
| 15. Sb1-c3  | Sa6-c6  | 31. f2-f4+  | Kg5-f5  |
| 16. Dd4-c5  | Kg8-h7  | 32. Te7-e5+ |         |

**Rästel-Gde.**

Schach-Aufgabe.

Da alles paßt, soll gerufen werden; jeder der drei Spieler hat in seinen Partien vierzig Points. Hinterhand hängt der Kampf, in welchem Vorhand mit folgenden Karten zungler bleibt:



Wie müßten die übrigen Karten verteilt sein?  
Aufscheidung des Kopfnuscherrätsels.  
\* Caud, Gelle, Gule, Enkel, Joel, Degen, Engel, Matte, Aller, Hessel, Hebel, Schiedemann.

**Unterhaltungsbeilage**  
der „Saale-Zeitung“

Nr. 136

Sonntag, den 27. Juni

1920

**Meerkatz.**

Roman von  
Fedor von Zobeltitz

10. Fortsetzung. Nachdruck verboten.  
„Man müßte dem alten Leniemann Denkmäler in allen zoologischen Gärten der Welt setzen“, sagte Will. „Man hat die Zoologie und die Zoochemie, man kennt die medizinische, die landwirtschaftliche und die technische Zoologie — aber die praktische hat uns weiß Gott Leniemann erst gelehrt. Und was durchaus kein Fachgelehrter.“  
„Doch auch seine Erleiche“, antwortete der Graf. „Er trug keine Brille vor den Augen und arbeitete nicht am grünen Tisch. Aber er hatte die Erfahrung für sich. Und die steht über aller Gelehrsamkeit.“

Anita rief. Sie war von ihrem Gefährt gesprungen und winkte nun auch mit dem Taschentuche. Die Eleganten tummelten sich vor ihrem riesigen Zwinger in einem ungeheuren Revier. Es waren sieben Afrikaner, mächtige Kerle bis auf zwei jüngere und ein Baby, dessen Haut noch rotig schimmerte. „Da ist Ihre Pizze“, sagte Anita und wies auf einen Kolob, der im hellen Sonnenlicht sich von einem Fuch auf den andern wandte, wobei der lange Rüssel hin und her pendelte. Es war ein ungeheures Vieh, wohl über drei Meter hoch, mit riesigem Schmerbauch und gigantischen Ohrenschalen.  
„Witzig!“ rief Preysing mit heller Stimme und wiederholte noch zweimal den Ruf.

Der Elefant hatte mit seiner Schaufelbewegung auf und richtete den hohen Kopf seiner. Und plötzlich klapperten seine Ohren nach vorn, so daß die riesigen Lappen fast senkrecht abstanden, der Rüssel hob sich und ein eigentümlich gurgelndes Ton wurde hörbar. Dann hatte er Preysing gesehen. Er rief ein schneidendes Trompetensignal aus und trabte vergnügt an das Gitter, umrannte mit seinem Rüssel den Herrn Wills, zog ihn näher an sich heran und begann ihm unter fortwährendem wohligen Gurgeln Nessel und Sand mit der Zunge zu lecken. Preysing traute und klopfte ihm den Rüssel und griff dann in die Tasche, um ihm ein paar Brötchen zu geben, die er sorgfältig für seinen dicken Liebling mitgebracht hatte.

„Wollen wir nicht in das Gehege?“ fragte Anita. „Auch die beiden Grackelkinder haben schon mancherlei gelernt, und Pizze tröht mich auf ihrem Rüssel puzieren.“  
Aber Profhosen protestierte. Anita kannte das Gefühl der Furcht überhaupt nicht; er war dagegen in allem, was sie betraf, überaus ängstlich. Und drängten ihn seine Geschäftsfreunden nach Hause. So nahm Preysing denn Abschied von der diebstahligen Mutter der Gracken, die aufgeregt und wehmützig hinter ihm her trompetete, und Anita bestieg wieder ihren Straßenwagen.

Die Sänger erwartete sie.  
„Ist alles in Ordnung, Mädchen?“ fragte sie.  
Anita nahm ihren roten Füllhut ab. Auf der häufig geformten braunen Seiten unter der schweren Last des schwarzen Haars wollte ein feiner feuchter Kranz.

„Ja“, sagte sie aufatmend, „das Gehege ist abgeschlossen. Zunächst werde ich freien Mann. Ein Baron adoptiert mich, aber der Graf entscheidet sich dafür. Dieser Tage ist die Sache all richtig. Dann muß ich mit meinem Adoptivvater auf sein Gut.“

Die Sänger begann zu jammern. „Auf sein Gut? Ach du Unmögliche, Mädchen, und was wird aus mir?“

„Ich jorge für dich, sei ruhig. Wenn ich dich auch noch nicht gleich mitnehmen kann, ich lasse dich nachkommen. Wer ist doch darauf, ich sehe es durch. Ich sehe alles durch, Du bist. Das weißt du ja. Nun bring mir eine Zitronenlimonade, ich habe Durst.“

Sie ging in ihr Wohnzimmer und öffnete den Affentag. Die beiden Affenläschen huschten heraus und sprangen auf ihre Schultern. Sie schritt zum Diwan und warf sich auf das Polster, wobei die Affen sie sand ihre Stellung anordneten. Sie kletterten hin und her auf ihr, und als Anita sich auf den Bauch legte und das heiße Gesicht gegen ein mit weichen Federn überzogenes Kissen lehnte, lagerten sie sich ganz dicht rechts und links an ihre Ohren heran und blieben still sitzen. Nur ihre Augen schwarzen Neugeborenen wanderten rastlos umher.

Am großen Portal trafen Preysing und Brothusen auf einen Herrn in hellem Sommerpaletot, der höflich den Hut vor ihnen zog. Preysing erkannte sofort den jungen verabschiedeten Offizier in ihm, der ihm am getrigen Abend um eine Stellung gebeten hatte.

„Nun, Herr Graf“, fragte er, „haben Sie gefunden, was Sie suchten?“  
Follenstein rüdte verlegen mit der rechten Schulter.  
„Doch nicht, Herr von Preysing“, entgegnete er. „Der Herr, an den ich mich wandte, hat mich in so verletzender Weise abfallen lassen, daß ich die Luft verloren habe, noch weiter herum zu blicken.“

„Neben Graf, ich habe auch einmal die Uniform getragen. Aber an dem Tage, da ich sie anzog, habe ich mit ihr die überleichte Empfindsamkeit abgelegt. Arbeiter wie wir haben die Pflicht, ehrlich zu sein, weiter nichts.“  
„Das ist zweifellos richtig, Herr von Preysing.“ erwiderte der junge Mann. „Sie verlernen mich, wenn Sie glauben, daß ich noch immer an den Anschauungen von Trüser hänge. Ich bin nichts weiter und will nichts weiter sein als ein Mann, der Arbeit sucht. Aber das sollte man auch anerkennen — und das tat der Herr nicht, an den ich mich wandte.“

„Wer war das?“  
„Herr Direktor Althardt.“  
„Ich kenne ihn. Er ist eine scharfe Natur. Was jagst du ihnen?“

„Er hörte mich an und antwortete dann kurz: Wir können keine entlassenen Leutnants brauchen. Es war der Ton, der mich verletzete.“  
Preysing neigte unwillkürlich zustimmend den Kopf. Er kannte das. Von allen aus der Lebensbahn Geschleuderten ist es für einen verabschiedeten Offizier am schwersten, sich eine neue Stellung zu erringen.

„Und was nun?“  
„Es wird wohl bei Amerika bleiben müssen. Aber — ein schwaches Äheln ging über sein Gesicht — „Herr von Preysing, ich bin sonst nicht furchtsam, würde nehmen, was ich mir bietet — aber grade Amerika ... lodd mich wenig.“  
„Ich kenne vier ehemalige Amerikaner, die drüben zugrunde gegangen sind. Was tamm mir da im besten Falle blühen? Unter allen Umständen kein Beruf, der meiner Begabung entspricht — wenn ich mich lo ausdrücken darf. Von persönlicher Neigung ganz zu schweigen. Deshalb wandte ich mich an Sie. Sportliche Betätigung irgendwelcher Art liegt mir naturgemäß am nächsten. ... Er wies auf das Landmehlspeinn Profhosen, das sein prächtiger Bild wiederholt getroffen hatte. ... Die beiden Branten kamen auch aus meiner Zucht“, logte er.

Jetzt möchte ich Profhosen, der sich bislang distret zurückgehalten hatte, in das Gespräch. Er lästete seinen Hut.

„Graf Brodhufen,“ stellte er sich vor.  
„Falls nicht.“  
„Ihre Aeußerung interessiert mich. Sie sagen, meine Brauten stammten aus Ihrer Stadt. Das ist aber ein Irrtum. Ich habe sie von Venetianern übernommen.“  
„Das dachte ich mir. Ich habe an Venetianern über ein Dutzend Traler verkaufen können. Was ein seliger Vater war der erste, der es mit Milchblut aus Erivanblut und Ermoorheiten versucht hat. Es hätte ein gutes Geschäft werden können, wenn nicht der allgemeine Zusammenbruch unserer Verhältnisse auch diese Hoffnung vernichtet hätte. . . Er trat an die Gasse heran und wies auf eine winzige Narbe von eigentümlicher Form am Däseln des Vorderkopfes. Hier seien Sie noch unsern Brand, meine Herren.“ „Fahr er fort, wenn auch schon erwachsen und verhaart. Sind Sie mit den Gassen zufrieden, Herr Graf?“  
„Ausgezeichnet. Ich bin auch Ihrer Ansicht, daß bei der Gefahr der Ueberzüchtung das fleucue Milchblut noch eine Zukunft haben wird.“  
„Eider. Man muß nur für rauchere Nachsicht sorgen, für ausgeglichnen Weideweg bei fräglichem Nebenfutter, für Abhärtung gegen die Einflüsse der Temperatur.“  
„Preyngst nickte. Der junge Mensch gefiel ihm. „Wollen Sie mich am Nachmittag zwischen fünf und sechs in meinem Hotel aussuchen. Herr Graf?“ fragte er. „Bleibe ich doch eine passende Stellung für Sie.“  
„Ich sehe zur Verfügung.“  
Man grüßte Brodhufen und Preyngst heftigsten den Wagen und fuhren davon.  
„Aber war das?“ fragte Brodhufen.  
„Einer unter vielen. Ein junger Offizier, der Schulden und Dummheiten gemacht hat, und nun aus der Patzche heraus möchte.“  
„Ein Graf Falkenstein?“  
„Ja. Ein Sohn des berühmten Sportsman.“  
„Herrgott! — der arme Teufel! — Ich entsinne mich: das Dehale des alten Falkenstein machte riesiges Aufsehen. Kammt du dem Jungen helfen?“  
„Es kommt darauf an, ob er will. Der Gedanke der Anlage eines wilden Gestirns ist längst reif in mir. Da kann ich ihn brauchen. Er sagte mir, er müsse verschwinden. Das kann er in Preyngstshof ebenso gut wie in Amerika. Ich habe abgeschlossen von aller Welt.“  
„Ist mir doppelt angenehm. Zerstreung wird ihm bei der Einrichtung deines neuen Unternehmens so wie so zur Beschäftigung finden. Ich wünsche auch keine offizielle Verlobung, ich will nicht, was Aufsehen erregen könnte. Dagegen wäre es mir lieb, wenn die Gräfin, meine Tante Te, sich des Mädchens ein wenig annehmen wollte. Du hast die Art ja nun gesehen, und deine Menschenkenntnis wird dir sofort gezeigt haben, was an ihr noch zurück ist. Es ist die Ausbildung der Genialität. Werst mich recht. Ich habe nicht etwa über Mangel an — und Empfinden bei ihr — Gott bewahre. Aber eine gewisse Ausgleichigkeit geht ihr ab — und da hoffe ich viel von der Tante Te.“  
„Wenn sie bei mir bleibt,“ sagte Preyngst. „Ich schreibe ihr, sobald unsre Angelegenheit pariert geworden ist. . .“  
Das ging rasch. Schon am folgenden Tage fand sich Brodhufen mit dem von seinem Anwalt aufgestellten Entwurf eines Vertrags mit Preyngst ab. Er bezieht sich auf zwei hunderttausend Mark an dem Tiermarkt Preyngstshof, und zwar sollte diese Summe für die beiden ersten Jahre zinstrei sein und dann mit vier Prozent verzinst werden; am Reingewinn wünschte Brodhufen mit einem Drittel zu partizipieren. Da Preyngst außer dem Terrain, dessen Wert er auf hunderttausend Mark schätzte, nur seine Arbeitskraft als Einlage geben konnte, so war der Vertrag günstig für ihn. Er begann denn auch ungekümmt seine Vorbereitungen zu treffen. Er wählte, daß der italienische Tischler Casablanca, dem er vor fast einem Jahrzehnt in Massanah aus einer großen Verlegenheit geholfen hatte, in Samburg war und einen Trupp Straupe erwählte. Allerdings hatten die Straupe bereits ihre Bestimmung; sie sollten an verschiedene zoologische Gärten verteilt werden. Aber Casablanca war dankbar und gutmütig. Er erklärte sich bereit, Preyngst zwei Räume und sieben Kammern und die oelantien Külen ab-

zulassen, die mitkommen sollten. Am selben Tage ging auch ein Telegramm an einen Freund in Tizis ab mit der Bestellung eines Schlags tobardinischer Pferde, die Sonnenreit abholen sollte. Weitere Befestlungen betrafen Diamantsofane, Milchschafe und Raschmützigen. Von den Leuten, die Preyngst auf seinen letzten Expeditionen begleitet hatten, verschickte er sich drei: Beniet, Hanen und Piberiti. Auch Graf Falkenstein erklärte sich nach kurzer Ueberlegung bereit, eine Inspektion der Preyngstshof anzunehmen. Er stellte als einzige Bedingung die Abholung seines Adelstitels und Verschwiegenheit über sein Vorhaben.  
„Endlich war es auch so weit, daß der Vertrag über die Adoption Antias bei dem Notar nachgehoben werden konnte. Er bot keinerlei Schwierigkeiten. Nach der Amtshandlung beim Notar hatte Brodhufen Preyngst und Anita zu sich zum Frühstück gebeten. Seine Wohnung war mit seinem Geschmacke eingerichtet; er hatte in der Fremde weit schon Kunstwerke gekauft und verhandelt es, sie aufzustellen und zu gruppieren. Aber ein Uebermaß an Postern, Teppichen, Kissen, Federn und Seidenstoffs gab der ganzen Einrichtung doch etwas Weichliches. Man hätte vermehren können, eher die Zimmerluft einer schönen verwöhnten Frau als die eines reichen Junggesellen vor sich zu haben. Eine Ausnahme machte das kleine Speisegemach mit seinen alten Gobelins und seinem wunderbaren Meisselencemobilar, den letzten Resten eines florentinischen Palazzo, der zu einem Gasthof umgewandelt worden war.  
Hier sah man beim Frühstück. Nur der Stamme bediente, den Brodhufen aus fluger Berechnung nicht hatte Deutsch lernen lassen. Anita hatte auch heute die Trauer nicht abgelegt, aber in ihrem Kostüm immerhin die Feier des Tages zum Ausdruck gebracht. Sie trug eine Toilette aus schwarzem Seidenlinon mit eingestrichenen feinen Ringen und um den Hals eine Sturrröhre aus weißem Aerepille; dazu ein dem schlichten Platinetischen eine dimensartige Perle von großem Wert aus dem Nachlaß ihrer Mutter. Sie war älster als sonst, aber ihre Blässe hatte eine feine Opalfarbe, die zu dem tiefen Glanz ihres Auges und dem Schwarz ihres Saars gut passte. Preyngst fand sie heute hübscher als sonst, jedenfalls interessant in ihrer pittoresken Coardeart.  
(Fortsetzung folgt.)

### Schantungsbahn.

Paul Alexander Schetter.  
(Nachdruck verboten.)  
Tante Rosalie war gekranket. Wir waren sehr betrübt — doch nicht ohne Hoffnung. Tante Rosalie hatte schon bei Wechzeiten einige Sympptome für uns übrig gehabt. Sie würde uns auch im Tode nicht vergessen. In der Tat kam bald ein Schreiben des zuständigen Amtsgerichts.  
„Enterbt?“ fragte meine Frau, meine Mienen fundernd.  
„Nicht ganz,“ sagte ich, „schonland sind immerhin.“  
„Und da machst du so ein Gesicht! — bei so viel Geld. Weist du, Liebster, ich habe gerade ein neues Zadenkleid nötig.“  
„Liebes Kind so große Sprünge können wir damit nicht machen. Bedenke, daß davon die Erbschaftsteuer, die Vergräbniskosten, die Gebühren für den Notar und was Weig ich, abgehen — was übrig bleibt, reicht beinahefalls.“  
„Du wirst das Geld selbstverständlich in Papieren anlegen,“ rief Better Oskar. Oskar war bei der Bank. Er galt in Geldsachen als Sachmann.  
„Natürlich werde ich es anlegen,“ sagte ich.  
„Uebrigens es mir aut getrot, ich laufe auch ein gutes, sicheres Papier.“  
„Mit damit tun?“ fragte meine Frau unwillig.  
„Wir spekulieren.“ — meinte Oskar trocken.  
„Und mein Zadenkleid.“  
„In einigen Wochen wirst du dir drei Zadenkleider kaufen können,“ schätzte Oskar.  
„Wenn wir Glück haben,“ ichotete ich ein.  
„Wir haben Glück — verlaß dich drauf. Ein Kollege von mir hat in drei Tagen sechstaufend Mark an Schantungsbahn verdient. Sehn-tausend Mark.“  
„An Schantungsbahn?“  
„Wie ich laae.“

„Das ist sicher nicht nach Tante Rosalies Sinn, daß ihr ihr Geld so leichtsinnig aufs Spiel setzt,“ wendete meine Frau ein. „Wer spekuliert, ist wie ein Tier auf dürrer, magerer Heide,“ pflegte sie zu sagen.“  
„Tante Rosalie spekulierte selber,“ erwiderte Oskar, „freilich, sie hatte Pech — weil sie nicht auf den Rat von Sachleuten hörte.“  
„Ich so, darum — sind es nur noch sechstaufend Mark,“ nidete ich trübsinnig.  
„Wir werden sie mehren.“  
Oskars Zubericht löste uns Vertrauen ein.  
Die Erbschaftsregelung dauerte einige Monate. Die Erbschaft ging zu zwei Dritteln drauf ab. Von der schönen runden Summe blieben nur noch ein paar Tausender übrig. Meine Frau sah ein, daß das für ein Zadenkleid kaum mehr in Frage kam, wenn man noch einen passenden Hut und passende Stiefel dazu rechnete. Ich packte also die Erbschaft in meine Brieftasche und begab mich zu Oskar auf die Bank.  
„Kann man damit noch etwas anfangen?“ fragte ich.  
„Allemal. Aber es wäre gut, du legst noch ein paar Tausender aus deinem Konto dazu.“  
„Was würden wir kaufen?“  
„Schantungsbahn selbstredend.“  
„Schantungsbahn als?“  
Ich hatte nie im Leben verstanden, daß Menschen für den Kurszeit einer Zeitung Interesse finden können. Ich hielt ihn bisher für ebenso unverständlich wie die antiken Bekannmachungen. Ich hatte immer vor Jahren jene angeborene Abneigung, die viele Menschen vor dem Leichenbedrücknis haben. Es gibt eben notwendige Uebel, deren Bekanntheit man scheut, wenn man auch eine gewisse Verurteilung darüber empfinden, daß sie existieren. Der Schutmann und die Notbremse gehören zu diesen Dingen.  
Seitdem ich Aktienbesitzer war, veränderte sich mein Blick in brennendes Interesse. Ich liebte mich der Zeitung und mein erster Band galt dem Kurszettel.  
Schantungsbahn. Aha, da stand sie. Sieh da, seit gestern war sie um 20 gestiegen. Warum war sie nicht gefallen? Dann hätte man sie heute billiger kaufen können. Nun, sie stieg wahrheitsgemäß auch morgen.  
Meine Frau, die sonst lediglich für die Fortsetzung des Romans, für die Familienangelegen und die Lebensmittelbekannmachungen Teilnahme zeigte, ließ sich von mir das Blatt mit dem Kurszettel geben. Meine Belehrung wies sie ab. Sie ist mündig, erklärte sie. Nachdem sie eine Viertelstunde über den Zahlenabdruck gebrütet hatte, fragte sie, welche Nummer wir gezogen hätten.  
Ich sah sie an und sah auf das Zeitungsbblatt. Sie hatte die Gewinnliste der Klassenlotterie aufgeschlagen.  
Ich lächelte sie über den Unterschied beider Zahlenabellen auf. Sie wurde unglücklich.  
„Hätte ich doch lieber mein Zadenkleid dafür gekauft,“ jammerte sie. „Wann wir noch tausend Mark zugelegt hätten.“  
„Ja, hätte sie — nun aber hätten wir Schantungsbahn. Der vielmehr, wir hatten sie noch nicht. Denn erst nachdem sie um rund 50 weiter gestiegen war, kaufte Oskar sie. Es schien mir nicht tug, aber Oskar war Sachmann.“  
„Dann verweist du nicht,“ erwiderte er, „Schantungsbahn. Mein erster Blick in die Morgenzeitung — noch ehe ich Toilette gemacht hatte — war Schantungsbahn.“  
„Wie steht Schantungsbahn?“ fragte meine Frau.  
„Sie steht,“ gab ich kopfschüttelnd zur Antwort. „Es war merkwürdig. Vorher war das Papier dauernd gestiegen. Seit, da ich es besaß, stand es.“  
„Du hättest es billiger kaufen sollen,“ stellte ich Oskar zur Rede. „Der lauft auch ein Papier zu so hohem Kurs.“  
„Davon versteht du nicht,“ erwiderte er, „Schantungsbahn hat Ausblick, sage ich dir. Nur nicht nervös werden. So ein Papier muß sich auch erholen — vom Steigen. Gib nur acht, in den nächsten Tagen wird es weiter klettern.“  
Ich gab also Oskar. Aber Schantungsbahn kletterte nicht. Viel eher gar nicht ein. Im Gegenteil. Sie schien sich eines Besseren zu bestimmen und laut.  
„Was seist dir, Liebster? Du siehst schlecht aus,“ erlaubte ich meine Gemüts.  
„Was ist mit seihen? Schantungsbahn ist wieder um 2 gestiegen.“  
„Aber Oskar sagte doch —“  
„Oskar ist — unter uns gesagt — zwar ein Sachmann, aber trotzdem ein Idiot.“

„Am besten ist es, du läßt dir das Geld wiedergeben,“ riet sie.  
„Werde mich hüten — auch noch Verluste wegen der lauffigen Schantungsbahn. Wir werden eben warten müssen.“  
Indessen sank Schantungsbahn weiter. Ich litt an schlaflosen Nächten. Das Essen schmeckte mir nicht mehr. Im Wagen und Träumen verfolgte mich Schantungsbahn wie ein höllisches Ges. Zur Ueberwindung hob ich mich wieder einmal. Es war dann immer, als bräde ein Sonnenstrahl durch das Gewölbe.  
„Leicht du,“ sagte Oskar, „was habe ich gesagt. Sie erholt sich.“  
In der Tat, so schien es, Hoffnungen begannen wieder zu keimen. Meine Stimmung hob sich. Wir wagten wieder von Gewinnmöglichkeiten zu sprechen, von dem Erwerb eines Zadenkleides mit Zubehör. Ja, ich dachte bereits an einen neuen Anzug für mich.  
Da trat unerwartet Oskar ins Zimmer. Er sah ungewöhnlich ernst aus.  
„Was ist?“  
„In China ist Revolution.“  
„Was geht mit China an. China ist weit vom Schug.“  
„Bekanntlich ist Schantung eine chinesische Provinz,“ belehrte er mich ernst.  
„Schantung — um Gotteswillen — ja, natürlich ging mit China viel an. Also in China ist Revolution und was weiter?“  
Oskar zuckte die Achseln.  
„Was weiter daraus folgt, brauche ich dir wohl nicht erst zu sagen. So was bestimmt natürlich die Börse.“  
„Aber ich bitte dich — eine Revolution, das erleben wir doch alle paar Monate in Deutschland.“  
„Trotzdem — in China nimmt man schon wahrheitsgemäß genauer. Jedenfalls ist Schantungsbahn um 200 gefallen. Jetzt fiel ich — vernichtet — in einen Sturz.“  
„Oskar — was nun?“  
„Wenn du Geld häufig machen könntest. Jetzt ist die günstige Gelegenheit, Schantungsbahn zu kaufen.“  
Er blinzte mich erwartungsvoll an.  
Ich wies ihm stumm die Tür.

### Naturwunder des Schlachtfeldes.

Die ehemaligen Schlachtfelder in der Umgebung von Muen, die jetzt das Ziel einer großen Anzahl von Touristen aus aller Welt sind, prägen im Schmutz einer üppigen sommerlichen Vegetation und geben dem Naturfreund mancherlei Rätsel auf, wie Sir William Beach Thomas in einer englischen Zeitschrift auslassenberlet.  
„Man beobachtet,“ so schreibt er, „eine vollständige Veränderung in der Pflanzenswelt dieses Gebietes, und es offenbaren sich hier gerade wunderbare Erscheinungen in den Wägen, die die Natur zur Ausbreitung des Samens findet, und in den Vord- und Backsteinen, die im Zusammenhang damit auftreten. Wie haben Weiser und Wägen aufzufindigen, der früher mit ganz anderen Pflanzen besetzt war? Ein Granatloch kann aus sich selbst heraus schweißsolche Pflanzen gedeihen lassen, und ebenso wenig haben hier Samen oder Wurzel in der Tiefe geruht und auf die Stunde ihres Emporklühens gewartet. Solche Granatlocher, die von alten Wägräbern weit entfernt liegen, sind nicht mit Wasserarmutten und Wasserunterkulturen bedeckt, die nur im Wasser leben können. Solche nur im Feuchten gedeihenden Pflanzen, deren Samen zudem sich schwer auf größere Entfernungen verbreitet, finden sich in großer Zahl auf alten Schlachtfeldern, und ihre Fülle wird nur noch übertroffen von den Früchten, die sich ebenfalls in ungewöhnlicher Menge hier heimlich gemacht haben. Der Boden, über den man wandert, scheint lebendig zu sein, so viele junge Früchte hüpfen in dem dichten Grasmeer, und in bestimmten Tagesstunden scheint die Oberfläche mächtige Arme von sich zu geben, denn das Laufen der Früchschöde dringt von allen Seiten auf uns ein. Bei manchen Pflanzen kann man sich leicht erklären, wie sie hierher gekommen sind. Der Kirschkern z. B. hat einen fliegen Samen, der sich lange hält, und erie ist angetriebene Wurzel. Abwechslung und Fruchtbarkeit, die die ersten Jungen neuen Lebens auf dem durch den Krieg verwüsteten Boden waren und noch die verbreitetsten Kräuter in der Welt sind, haben einen so flüchtigen Samen, daß ein Windstoß ihn viele Meilen weit fortträgt. Auch andere Götter lassen sich auf weite Strecken durch die Luft verbreiten.“